4.6 Eugen König: Kritik des Dopings: der Nihilismus des technologischen Sports und die Antiquiertheit der Sportethik

Noch bis in die siebziger Jahre hinein waren die Diskussionen innerhalb der olympischen Bewegung beherrscht von der Frage nach dem sozialen Status der Athleten. Der moderne Hochleistungssport hatte ein Entwicklungsstadium erreicht, in dem die dominante Rolle des Geldes für den weltweiten Sportbetrieb sowie die Spezialisierung der Athleten für alle unübersehbar geworden war. Entstanden war ein sportlicher Systemzwang aus Konkurrenz und Leistung, der den einzelnen Athleten vor die Alternative: Mitmachen oder Ausscheiden stellte. Sport war längst nicht mehr die schönste Nebensache der Welt, für den Konkurrenzfähigen war er zum Geschäft und Hauptberuf geworden. Wer im internationalen Wettbewerb des Sports mithalten wollte, war gezwungen, seine persönliche Leidenschaft zu professionalisieren; seine Berufung wurde zum Beruf. Die Professionalisierung des Sports bzw. der sportlichen Handlung war von nun an eine unaufhaltsame Tatsache.

Konfrontiert mit dieser Realität des modernen Hochleistungssports, sahen sich die Anhänger der Ideen der modernen Olympischen Spiele herausgefordert, Stellung zu beziehen. Bedroht schien ihnen vor allem das olympische Amateurideal, das gegenüber dem Hochleistungssport seine ihn legitimierende Kraft eingebüßt habe. »Olympia widerspricht sich selbst«, so diagnostizierte v. Krockow.[1] Ihm zufolge produzieren die Olympischen Spiele paradoxerweise ihren eigenen Widerspruch, insofern sie ihre ideale Norm des Amateurstatus ihrer Athleten selber verraten. Konstatiert wird also ein Zurückweichen der moralischen Normierungen vor der Faktizität des Sports; zwischen normativer Idee und der Wirklichkeit Olympias klaffe ein »Abgrund«.

Eine solche verfallstheoretische Widerspruchsdiagnose übersieht jedoch, daß eine der wesentlichen Antriebskräfte der Olympischen Spiele der Neuzeit von ihrem Anbeginn das Motiv der Leistungsmaximierung war. Die olympische Idee, die besten Athleten der Welt zum friedlichen Wettstreit zusammenzuführen, enthält im Kern die normative Aufforderung zum Superlativ, dessen Realisierung ohne Professionalisierung nicht auskommen kann. Seit den Zeiten Coubertins bis heute ist der Imperativ unablässiger Leistungssteigerung, wie er sich in der Maxime des *citins, altius, fortius* Ausdruck verschafft hat, ein konstitutiver Bestandteil der Olympischen Spiele. Der Wechsel vom Amateur- zum Profitum der Athleten ist mithin nicht als »Verrat« alter Ideale zu deuten, sondern als die logische Konsequenz und Bestätigung der auch dem olympischen Sport immanenten Logik der In- und Ex-tensivierung körperlicher Leistung, die nicht im Widerspruch zu Olympia steht, vielmehr von ihm gefördert und gefordert wird. Insofern widerspricht die Wirklichkeit der Olympischen Spiele nicht ihrer eigenen Idee, sondern lediglich der ideologisierenden Sichtweise derer, die nicht sehen wollen bzw. können, daß die Idee selbst bereits den idealen Nährboden und das weltanschauliche Terrain bereitet, auf dem sich der moderne Sport entfaltet. Die Wirklichkeit des Sports und die Idee der Olympischen Spiele der Neuzeit widersprechen nicht, sondern entsprechen einander.

Diese Entsprechung von Idee und Wirklichkeit sowie die daraus resultierende Machtlosigkeit, der Wirklichkeit die ihr entstammende Idee als Korrektiv kritisch vorzuhalten, ist auch in den die neunziger Jahre beherrschenden Auseinandersetzungen um das Doping im Sport zu beobachten. Die Hilflosigkeit der Doping-Kritik ist Ausdruck der Ohnmacht der moralisch-pädagogisch gesonnenen Sportideale gegenüber einem faktischen Nihilismus des Sports, dessen eigene »Moral« schon immer ideologisches Schmiermittel im Dienste technologischer Bearbeitung des Körpers war und ist. Nirgends sonst als am Beispiel des Dopings wird so offenkundig, daß Ziel und Zweck des Leistungssports darin bestehen, mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln die technologische »Utopie der Körper« Wirklichkeit werden zu lassen und gleichzeitig, zur Beruhigung seines schlechten Gewissens

über die anthropologischen Konsequenzen, zu versuchen, die jener Utopie gemäße Amoral moralisch zu verbrämen.

Quelle: Olympische Spiele- die andere Utopie der Moderne, *Olympia zwischen Kult und Droge,* S. 223-224Hrsg. Gunter Gebauer, Frankfurt 1996, Suhrkamp